

Das Sonntagskind

von Katharina Johanson



Das Sonntagskind
© 2025 Katharina Johanson
Illustration von: Cornelia Noack
Covergrafik von: Cornelia Noack

Druck und Distribution im Auftrag der Autorin:
tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg,
Deutschland

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich
geschützt. Für die Inhalte ist die Autorin verantwortlich.
Jede Verwertung ist ohne ihre Zustimmung unzulässig. Die

Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag der
Autorin, zu erreichen unter: Katharina Johanson, Arnold-
Zweig-Straße 43A, 13189 Berlin, Germany.

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
katharina.johanson@gmx.de

Das Sonntags- kind

Katharina Johanson

*Cornelia, Eisenhüttenstadt,
und im Gedenken an ihren Wolfgang gewidmet*

Ihr Lieben!

Da sitze ich nun und schreibe mein Leben auf.

Wozu tut einer sowas, will er sich wichtig machen? Ganz ehrlich und wahrhaftig geht es um Selbstgeltung. Wer das leugnet und die eigene Stellung im Gesamtensemble für unwichtig hält, hat schon ein Stück weit seines eigentlichen Daseinszwecks verfehlt zum einen, und zum anderen schreibt einer auf, weil er Bilanz ziehen will. Er ist sozusagen im Abrechnungsmodus, denn jeder oder fast jeder will doch wissen, ob alles, was er leistete, rechtens war oder ob er etwa eine Schuld auf sich geladen hat. Insofern enthält die Autobiografie immer auch eine nicht zu unterschätzende moralisch-sittliche Komponente und lässt den Berichterstatter vor das Hohe Gericht seines Gewissens treten. Des Weiteren geht es nicht zuletzt um Zeugenschaft. Ich will Zeugnis ablegen über eine Zeit, über die im Nachhinein soviel Widersinniges, Widersprüchliches, Verlogenes und Falsches kursiert, wie sonst in der Geschichte wohl nur selten. Ich rede von der Deutschen Demokratischen Republik, die ich ganz lebendig mitbekam und von der ich sagen kann, dass es die schönste Zeit meine Lebens gewesen ist. Ich bin sogar stolz darauf, ihr die Treue gehalten zu haben. Schlussendlich bezieht sich meine Zeugenschaft auch auf die Bundesrepublik Deutschland, mit der ich zwangsvereinigt wurde, und deren Häupter immerdar einen schönen Schein von sich zu vermitteln suchen. Mein Lebensbericht wird demzufolge auch davon erzählen, was der kleine Mann alles verkraften muss und welche Niederlagen er durchlebt und durchleidet und dennoch nie ganz kaputtgeht, wenn er aufpasst und vor allem nicht alleine bleibt.



Ich erblickte als Ilona Schimmel am Sonntag, den 13. März 1955, in Berlin-Pankow das Licht der Welt. Natürlich blickte ich nicht sogleich so, wie man blickt, wenn man irgendetwas versteht. Ich war ein ganz normales Baby. Aber als sprichwörtliches und buchstäbliches Sonntagskind kam ich in eine geordnete, sonnige Welt. Diese Welt war friedlich, dem Leben zugewandt und überaus gütig zu uns Kindern. Ich kann nur Gutes davon berichten. Meine Kindheit war schön, wirklich schön. Sie war nicht nur schön, weil man in der Erinnerung sowieso so manches vergisst und wegschiebt, sondern sie war ganz real schön, wie auch andere Zeitzeugen glaubhaft und ehrlich berichten. Mitunter sehe ich ein Foto von damals an oder ich lese ein paar Zeilen über diese Zeit, und dann staune ich immer wieder, was wir alles hatten und wie ungetrübt unsere Kindheit war.

Unsere Wohnung lag in der Barnimstraße im Pankower Ortsteil Niederschönhausen. Das Haus, in dem wir wohnten, war die für sechs Familien umgebaute Stadtvilla eines ehemaligen, jüdischen Fabrikanten, den die Faschisten vertrieben hatten. Diese Villa stand in einem herrlichen, großen Garten, wo jede Mietpartei ein Fleckchen für sich bewirtschaftete und wo es zugleich einen Platz zum Ausruhen, Feiern und Plaudern für alle und einen Spielplatz für uns Kinder gab. Überhaupt war Niederschönhausen dazumal ein recht weitläufig angelegte

Siedlung mit vielen Gärten, Parks und sehr ruhigen Straßen. Eine idyllische Gegend, wie man sie sich schöner eigentlich nicht wünschen konnte. Unsere Nachbarn waren freundlich und aufgeschlossen. Wir fühlten uns wohl, und zwar sehr wohl.

Freilich war auch bei uns nicht alles eitel Sonnenschein, denn meine Eltern waren verschieden hinsichtlich ihres Herkommens und ihres Charakters, wie sie unterschiedlicher nicht hätten sein können. Meine Mutter, eine geborene Franziska von Ansbach, ein adliges Fräulein und die Tochter eines weitverzweigten Stammes schlesischer Großgrundbesitzer, war eine von der Geschichte abgehängte, vom Zeitgeschehen überholte und maßlos enttäuschte Frau, die grundsätzlich abgeneigt war von den Neuerungen und den gesellschaftlichen Einrichtungen, wie wir sie in dem jungen Arbeiter-und-Bauernstaat hatten. Mutter gab bei uns daheim die Hausfrau und den Ton an. Mein Vater, Rudolph Schimmel, ein gebürtiger Ostpreuße, war ein bodenständiger und gelernter Bauer. Er arbeitete im neugeschaffenen Staatswesen in der Bezirksverwaltung und teilte den fortschrittlichen Zeitgeist voll und ganz. Da ergaben sich zwangsläufig gewisse Spannungen zwischen den beiden. Ich habe sie manchmal heftig streitend, immer viel diskutierend, mitunter auch weinend und klagend oder tagelang sich ausschweigend erlebt. Aber ich kannte sie nie restlos verfeindet. Denn eins hatten sie aus der bis dahin fürchterlichsten Katastrophe der Menschheitsgeschichte mitgenommen: Kein Streit darf so ausufern, dass man sich dabei gegenseitig an Gurgel geht! Der Friedenswille lag ihnen im Blut, hatte sich tief in ihr Gedächtnis eingegraben, sodass die Vernunft allemal obsiegte. Am Ende lenkten beide immer wieder ein, suchten den goldenen Mittelweg und machten das Beste aus jeder Situation.

Mein Vater war viel unterwegs, was unser inniges Verhältnis zwar nicht beeinträchtigte, ihn aber mehr zur Randfigur meiner

Kinderjahre werden ließ. Die Hauptrolle spielte meine Mutter, die sehr darauf achtete, dass es mir gutging, dass ich mich beim Spielen nicht verausgabte, meine Kleider nicht zerriss oder verdreckte, nicht mit anderen Kindern raufte oder gar welche mit nach Hause brachte. Meine Kontakte zu anderen Kindern waren zunächst also sehr gering. Ich war im Kindergarten immer Mittagskind, wurde daheim beköstigt, hielt danach Mittagsruhe und anschließend wurde ich fast täglich zur Christenlehre geführt. Meine Mutter war nämlich eine fromme Christin und praktizierte ihre Anhänglichkeit zu dem lieben Gott und zu ihrer katholischen Gemeinde mit wahrer Hingabe.

Diese Gemeinde bestand aus einer Handvoll vertrockneter Gestalten, immer die gleichen Gesichter, die mich wenig ansprachen und interessierten, und dazu ein Priester, der genauso wenig gehaltvoll daherkam. Mit ihrem aufdringlichen, übertriebenen Getue gingen sie mir maßlos auf den Geist, zumal ich von der religiösen Heilslehre sowieso nichts verstand. Alles war alt, düster und grau. Da war ich dann froh, wenn sie mich in diesen Gebets- und Andachtsstunden in Ruhe ließen und ich Bilder nach meiner Fassung malen durfte. Ich hockte in einer Ecke, an einem kleinen Tischchen, das extra nur für mich angeschafft worden war, und beschäftigte mich selbstständig. Auch hier will ich mich nicht beklagen. Es war gut so, wie es war. Ich kannte es ja auch nicht anders. Meine Mutter war die Güte in Person, hielt ständig ein Auge auf mich und ich brauchte nur einen Pieps von mir zu geben und schon war das Gewünschte da. Nur ich musste halt mitgehen in diese Gruft, fast jeden Nachmittag. Kein Wunder, dass aus mir ein schwächliches, verzogenes, weltfremdes, arg wortkarges Einzelding wurde. Und den lieben Gott konnte ich von Anfang an nicht so richtig leiden.

Im Januar des Jahres 1961 traten meine Mutter und ich zu meiner Einschulungsuntersuchung an. Meine Mutter hatte mir

größten Respekt und achtungsvolles Verhalten eingeschärft, wie immer. Ich war sehr klein, viel zu klein für diese hohe Aufgabe. Sicherheitshalber, um bloß nichts falsch zu machen, schloss ich mich gänzlich ab und folgte den Anweisungen des Arztes und der Fürsorgerin ausgesprochen zögerlich. Da entschied der Arzt: „Geben wir dem Kind noch etwas Zeit.“ Wir durften gehen. Als wir draußen auf der Straße waren und ich befreit an Mutters Seite heimwärts sprang, meckerte sie mich aus: „Tut dumm, als könnte sie ihren Namen nicht sagen!“ Sie knurrte mich an und war in einem Maße verärgert, wie ich es vordem noch nie bei ihr erlebt hatte. Zu Hause verkroch ich mich in mein Zimmer und malte dunkle Regenwolken.

Spät am Abend, ich lag bereits im Bett, kam Vater heim und das Gewitter entlud sich. Meine Eltern zankten sich wiederum. Oder diskutierten sie nur? Ich konnte es nicht verstehen, denn ich war noch viel zu klein. Später kapierte ich, worum es ging. Aufgrund meines schüchternen Wesens und meiner körperlichen Kleinheit hatten der Schularzt und die Fürsorgerin beschlossen, für mich eine sechswöchige Kur zu beantragen, mich auf dieser Kur aufzupäppeln und dem Entwicklungsniveau der Gleichaltrigen anzupassen. Diesen Antrag beziehungsweise Vorschlag betrachtete meine Mutter als harschen Eingriff in ihre ureigensten Mutterrechte. Mein Vater billigte meine Verschickung, nannte sie gut, erfolgversprechend und fand sie ausgesprochen förderlich. Eine Kur und ein Jahr Zurückstellung von der Schule würden mir nicht schaden, meinte er. Es ging eine Weile hin und her. Schließlich einigten sich meine Eltern und ich fuhr für sechs Wochen an die Ostsee.

Kinder, war das ein Erlebnis! Was für einen gigantischen, belebenden Eindruck übte das Meer auf mich aus! Ich hatte diese ungeheure Erfahrung von Größe und Weite, von grenzenloser Freiheit, die mein Leben verändern sollte. Wahrscheinlich

erzähle ich hier nichts besonderes, diese Erfahrung werden viele Leser mit mir teilen. Aber als Kind übten die tiefe Bläue des Meeres und der unendlich lichte Himmelsbogen eine derart unglaubliche Faszination auf mich aus, dass alles andere weit in den Hintergrund rückte. Das gepflegte Kinderheim, der große Essensaal, die unzähligen Spielmöglichkeiten, die vielen, fröhlichen Kinder, die frischen, sehr weichen Betten, das überaus freundliche Personal nahm ich gelassen hin, ich war doch ohnehin ein ziemlich verwöhntes Einzelkind und gewöhnt, mit dem Besten versorgt zu werden, aber das Meer, dieses wunderschöne Meer krepelte regelrecht meine Seele um, wie ich noch heute weiß. Wir waren schon zwei oder drei Tage da, hatten die lange Zugfahrt, das Ankommen, verschiedene Untersuchungen und Einweisungen mitbekommen, als uns unsere Erzieherinnen festes Zeug anzogen, warme Mützen aufsetzten, den Schal nochmal festzurten und uns hinaus führten. Wir gingen zuerst durch die sehr stille Siedlung, dann den Weg zwischen den Dünen hoch, der Wind brauste, es war ein ganz normaler Vorfrühlingstag im kalten Norden. Es lief sich schwer auf dem weichem, rutschigen Sand, mit meinen kleinen Füßen in dem derben Schuhwerk hatte ich mächtig zu tun – nichts Ungewöhnliches bahnte sich an und plötzlich öffnete sich die diesige Landschaft und ich erblickte das tosende Meer und darüber spannte sich ein stürmisch bewegtes Himmelszelt von atemberaubender Schönheit. Mir geschah die Verwandlung, meine Schale zersprang, mir wuchsen Flügel und ich war wie ausgewechselt. Und jedes Mal, wenn ich an unsere Ostsee komme, empfinde ich wieder diesen belebendem Schauer beim Eintritt in dieses Paradies.

Als mich meine Mutter nach den sechs Wochen auf dem Bahnhof wieder in Empfang nahm, erkannte sie mich kaum wieder. Sie herzte und drückte mich übermäßig. Ihr kullerten

die Tränen über die Wangen und sie schluchzte: „Mein Mädel, mein liebes, kleines Mädel.“ Ich ließ mich drücken und kosen und dachte sogleich darüber nach, wie ich sie loswerden könnte, denn ich war nun kein kleines Kind mehr, sondern mächtig gewachsen. „Mutter, du bist peinlich!“, knallte ich ihr an den Kopf und schob sie barsch weg. Da traf mich ein Blick meines Vaters, ein stechender, tadelnder Blick. Mutter hatte sich so gefreut, sie hatte gebangt und gehofft, nächtelang nicht geschlafen. Kann einer Liebe so vergelten? Ich verwandelte mich wieder und wurde ihr zahmes Kätzchen wie ehemals. Hand in Hand gingen wir heim. Vater trug meinen Koffer.

Fortan hatte ich zwei Gesichter: eins für meine Mutter und eins für alle anderen. In der Schule, welche ich ab dem 1. September 1962 besuchte, war ich groß und daheim war ich klein, zahm und kuschelweich. Eine Strategie, die freilich nicht so richtig aufgehen konnte, weil die anderen mich kritisch beobachteten – wir lebten nicht im luftleeren Raum –, weil mich meine Klassenkameraden für verrückt hielten und mich ihre Bemerkungen arg kränkten. Natürlich durfte ich nicht Pionier werden und auch nicht zu den Arbeitsgemeinschaften gehen. Ich war immer noch Mittagskind und musste direkt nach dem Unterricht heim, während sich alle anderen auf dem Schulhof zum Spielen zusammenfanden, in Gruppen aufteilten und an den verschiedenen Freizeitveranstaltungen teilnahmen. Meine Mutter stand förmlich mit der Stoppuhr hinter der Tür und wartete mit dem Mittagessen auf mich. Anschließend hielt ich Mittagsruhe und dann schleppte sie mich beharrlich zur Christenlehre in ihre allein seligmachende Kirche. Das fand ich dermaßen fade und abstoßend, dass mir die Lust verging, kaum dass die Schule begonnen hatte. Ab dem zweiten Halbjahr machte ich nicht mehr mit. Irgendwie legte ich es darauf an, rausgeschmissen zu werden, und dann nur noch ein Leben,

nämlich das Leben für meine Mutter führen zu dürfen und zu müssen. Ich hatte schon das Gefühl, dass mit meiner Mutter etwas nicht stimmte und dass sie der eigentliche Grund meines Unglücks war, nur wie soll ein Kind diesen Konflikt lösen? Also wählte ich die Schule ab, von der ich annahm, dass man sie abwählen könne. Ich stellte mich besonders blöd an, baute in Klassenarbeiten Fehler ein oder schrieb gleich gar nichts auf. Ich bekam haufenweise Vieren und Fünfen. Meine Mutter sorgte sich schwer, glaubte, dass ich ein Sitzenbleiber werden würde, fürchtete, dass die Leute mit Fingern auf uns zeigen würden und hatte Versagensängste. Immerhin war sie eine von Ansbach, erfolgsverwöhnt oder zumindest ehrgeizig und wollte gut dastehen vor allen. Da passte ihr mein Versagen nicht. Sie kochte mir mein Lieblingssessen – Grießpudding mit Kirschen –, fütterte mich und setzte sich dann zu den Hausaufgaben neben mich. Aber ich lernte nicht, hörte nicht auf Ansprache und tat völlig dumm. Ich wollte aufgeben.

Nun war ja meine Mutter weder herzlos noch dumm. Sie dachte nach und forschte, was mir fehle: die Gemeinschaft aller anderen! Schließlich lag es ja auch auf der Hand. Prohehalber, zunächst erst einmal stundenweise durfte ich an ein, zwei Nachmittagen in der Schule bleiben, mit allen anderen Kindern an der Schulspeisung teilnehmen und anschließend zu einer der Arbeitsgemeinschaften gehen. Wobei das natürlich nicht ganz so lief, wie ich mir das vorgestellt hatte, denn auch in der Schule wurde in Klasse eins und zwei noch Mittagsruhe gehalten, was ich erst gar nicht so erbaulich fand. Aber nach dieser Pause setzte dann das gesellige Leben ein und ich blühte förmlich auf. Am meisten hatte es mir das Malen angetan. Diese Arbeitsgemeinschaft wurde von Frau Pfeifer geleitet.

Sie war eine professionelle Künstlerin, hatte ihre Werke bereits auf mehreren Ausstellungen gezeigt und war auch schon

in der Zeitung erwähnt worden und wurde mein großes Vorbild, Lichtblick und Leitstern. Sie erklärte feinfühlig und geduldig, wie wir malen sollten, sie wies uns auf Fehler hin, öffnete unseren Blick für die Wirklichkeit und gab uns technisch die treffenden Hinweise. Ihre Anleitung war schon einzigartig und für mich ungeheuer hilfreich. Unter meiner Hand entstanden die schönsten Bilder. Ich vergötterte Frau Pfeifer und sie mochte mich auch, wie ich mitbekam. Sie lobte mich oft und viel. Sicher war ich nicht ganz untalentiert und Malerei interessierte mich sowieso, nur ich denke halt auch, ohne sie wäre ich wohl kaum zu Erfolg gekommen. Prompt bekam ich im Zeichenunterricht eine Eins, was auch meine Mutter erleichtert registrierte und sehr freute.

Übrigens bei uns gab es damals keine Haupt- und Nebenfächer. Alles war gleichermaßen wichtig, was auch zur Harmonie im Kollektiv der Lehrer beitrug, wobei mir diese Sphäre als Kind freilich noch verschlossen blieb. Ich erinnerte mich jedoch später daran, nach der politischen Wende, als es in den Arbeitskollektiven so richtig krachte, dass es diese wohlthuende Atmosphäre bei uns im Sozialismus gab. Kein Talent, keine Arbeit, keine Berufsgruppe wurde irgendwie geschmäht. Da stand der Zeichenlehrer neben dem Deutschlehrer, wie der Müllfahrer neben dem Betriebsdirektor stand, die Putzfrau stand neben der Hochschullehrerin und der Minister neben der Bäuerin. Und wenn ein Kind nur eins konnte, wie zum Beispiel Singen oder Tanzen und darin gut war, dann wurde es gelobt und gefördert, wenngleich keine Fachidioten bei uns herangezogen wurden. Jeder sollte von allem möglichst viel mitbekommen, denn die Dynamik der gesellschaftlichen Entwicklung verlangte und bekam universell befähigte Arbeitskräfte, wie ich weiter unten noch erzählen werde. Wobei der Begriff Arbeitskräfte unser Bildungs- und Erziehungsziel nur unzureichend

charakterisiert. Zunehmend ging es bei uns auch um Lebensqualität und den Lebenssinn an sich – nämlich der Mensch lebt nicht nur, um zu arbeiten, sondern er arbeitet in erster Linie, um zu leben – und der Mensch lebt erst dann richtig, wenn er auch in seiner Freizeit, etwas mit sich anzufangen weiß. Dazu braucht es die Schule, die ihn mit dem ganzen Reichtum seiner Geschichte und seiner Gegenwart vertraut macht und ihm auch Raum für seine Träume eröffnet, wie ich meine und als Kind mitbekam.

Nachdem ich im Zeichnen mit einer Eins heimgekommen war, ließ mich meine Mutter auch zu den Naturforschern und zum Technischen Basteln gehen, wodurch sich meine Zensuren in Heimatkunde und im Werken verbesserten. Überhaupt lebte ich auf, lernte fleißig, erledigte meine Hausaufgaben gewissenhaft und fand Schule einfach wunderbar. Da ließ meine Mutter gänzlich los und die Schule mit ihren Freizeitangeboten schalten und walten. Mir ging es gut und ich genoss das Leben in vollen Zügen.

Mehrmals kam unsere Gruppenratsvorsitzende mit dem Antrag zum Eintritt in die Pionierorganisation zu mir. Ich lehnte strikt ab mit der Begründung, dass ich lieber in die Kirche ginge, als in ihren Verein einzutreten, was freilich so nicht ganz stimmte. Zwar ging ich nach wie vor an den meisten Sonntagen mit meiner Mutter zum Gottesdienst und ab und an unter der Woche zur Christenlehre, denn ich war bereits alt genug, um zu begreifen, wie sehr meine Mutter an der Kirche hing und wie tief sie meine Abtrünnigkeit verletzen müsste, aber an den lieben Gott glaubte ich schon lange nicht mehr und ich gedachte auch nicht, mit ihm meine Lebenszeit auf Gedeih und Verderb zu vertrödeln. Nur in die Pionierorganisation trat ich halt auch nicht ein, aus Rücksicht auf meine Mutter. Also blieb ich, was ich war: ein aktives Mitglied unserer Pioniergruppe ohne Mitgliedsbuch und

Halstuch. Außerdem genoss ich meine Sonderrolle. Nämlich als bekennende Christin umgab mich die Aura des Geheimnisvollen. Es gab immer eine Wand, an der sich die anderen stießen und was ich heimlich belächelte. Denn die wenigsten wussten, was Kirche wirklich ist: ein Haufen Langweiler.

Mein Aktionsradius wurde größer. Mit den Kameraden aus dem Mal- und Zeichenzirkel besuchten wir selbstverständlich auch Ausstellungen, um die Werke anderer Künstler anzuschauen, die Ausführung zu diskutieren und für uns etwas abzukupfern. Auf dem Weg zu den Galerien und Museen im Stadtzentrum Berlins sah ich dann die Zerstörungen, die der Krieg angerichtet hatte. Niederschönhausen, wo ich zu Hause war, hatte die Kämpfe unbeschadet überstanden, aber das große Berlin war im Wesentlichen fast vollständig zerstört worden. Zu meiner Zeit war zwar schon wieder viel aufgebaut worden und die Lücken im Stadtraum waren durch Grünanlagen und Neubauten aufgefüllt worden, aber es war noch nicht alles heil und hier und dort sah man noch Ruinen, nackte, löchrige Wände, notdürftig abgestütztes, schräges Mauerwerk. Es war gruselig und ich wendete den Blick schnell ab und zu schöneren Dingen hin. Wenn ich dann heimkam, von meinem Kunsterlebnis erzählte, kam unterschwellig immer wieder der Gedanke an Krieg hoch. Ich begann mich zu fürchten. Mit dieser Furcht vertraute ich mich meinen Eltern an. Sie zeigten mir den Ausweg: „Es ja nicht so, dass man nichts tun kann. Man kann immer etwas tun. In Niederschönhausen gab zum Beispiel Männer und Frauen, die sich selbst in dem größten Wahnsinn der totalen Vernichtung noch entgegenstemmten.“ Und sie berichteten, was sich gerade bei uns ereignet hatte.

Im April 1945 war der Berliner Ortsteil Niederschönhausen vollgestopft mit Flüchtlingen und Verwundeten. Die

zwei Knaben-Gymnasien und das Mädchen-Lyzeum waren als Schulen geräumt und als Lazarette eingerichtet worden, und in den beschaulichen Villen, deren Besitzer sich bereits nach dem Westen abgesetzt hatten, hatten sich die Flüchtlinge aus den Ballungsgebieten und aus den Ostprovinzen des dritten Reiches Schutz suchend niedergelassen. Die Rote Armee eilte mit Riesenschritten in irrem Tempo auf die Hauptstadt zu und blies gerade zum letzten Sturm auf die Bastion der Faschisten, die im Berliner Stadtzentrum errichtet worden war. In der Abgeschiedenheit seiner Arztpraxis trafen sich einige Männer und Frauen um Johannes Kupke und verabredeten die kampflose Übergabe. Das war freilich äußerst riskant, weil Kapitulation verboten war, sich Militärpolizei, marodierende Banden und kopflose Scharfmacher überall herumtrieben. Unser Stadtteil war eigentlich ruhiges Terrain, die Flüchtlinge und die Kriegsversehrten unbewaffnet, allerdings gab es Waffenlager, den letzten Führerbefehl und ein paar irre, planlos feuernde Männer, die nicht aufgeben wollten. In den sehr frühen Morgenstunden des 17. April jagten die fünf Parlamentäre in einem Personenwagen mit abgedunkelten Scheinwerfern die Blankenfelder Chaussee hinauf. An der Stadtgrenze stoppten sie, stiegen aus, entrollten ein weißes Fahnentuch und liefen zu Fuß weiter. Die Bauernhäuser standen geduckt und dunkel, neblig lagen die Felder, ein nasser Wind ging, keine Menschenseele war hier draußen, kein Tier war zu sehen, selbst Vögel hörte man nicht. Unsere Männer liefen stramm weiter, ihr Herz schlug bis zum Hals. Eine falsche Bewegung, ein Irrtum, Übereifer, Rache oder Hass, alles konnte den Tod bedeuten. Sie bogen von der Straße ab und betraten freies Feld. Dort hinten, in dem sich grau und dunstig vor dem Himmel abzeichnenden Waldstück mußten die ersten sowjetischen Posten liegen, hatten sich die Parlamentäre ausgerechnet, obgleich

sie es nicht genau wissen konnten. Sie liefen, sackten ein, der Boden war weich und nass, sie schwankten, bangten, zitterten und hielten die Fahne hoch. Im Osten zeigte sich ein Silberstreif. Unverzagt liefen sie weiter. Das Waldstück lag nah. Ihre Hosen waren nass, die Füße eiskalt, die Hände blutleer wie die Lippen. Sie spürten nichts mehr, nur noch ihre Angst und den eiskalten Tod. Plötzlich hörten sie ein hartes „Stoi!“ und im gleichen Augenblick waren unsere Fünf von einem Kordon Bewaffneter umringt. Sie stoppten und hielten den Atem an. Ein Sowjetsoldat trat in den Kreis und fragte barsch: „Was wollen Sie?“ Johannes Kupke antwortete: „Wir ergeben uns kampflos.“ Der Soldat gab das Zeichen, der Fahnenträger senkte das Tuch, ein Melder flitzte nach hinten, der sowjetische Sprecher sagte: „Sie kommen spät, vielleicht zu spät.“ Denn die Artillerieschließung erfolgte aus sicherer Entfernung nach Plänen, die langfristig ausgearbeitet worden waren. Inwieweit die Sowjetsoldaten den einmal erteilten Befehl würden rückgängig machen können, stand in den Sternen. Aber dann ging alles gut. Die Befehlskette lief retour, unsere Fünf gingen in Geiselschaft, weil es ja auch möglich war, dass die Rote Armee in eine Falle gelockt werden sollte. Dann fuhren sie eskortiert von etlichen Panzern der Roten Armee die Blankenfelder Chaussee zurück in das stark bevölkerte Wohngebiet. Das weiße Tuch flatterte im Wind. Inzwischen war die Sonne aufgegangen und bot über den nassen Feldern ein fantastisches Schauspiel aus Nebelschleiern und Licht. In den Abendstunden des 17. April 1945 war Niederschönhausen gerettet und seine Bewohner waren dem Leben wiedergeben.

Nachdem meine Eltern ihre Erzählung beendet und mich beruhigt hatten, malte ich ein Bild, das die Stimmung dieses letzten Kriegstages einschließlich seines glücklichen Endes so recht zum Ausdruck bringen sollte. Ich malte einen gewaltigen